

In den Zielen.

Roman von Margarete Wolff-Meeder.

(1. Fortsetzung.)

Über der Art blieb standhaft und schloß weiter: „Heute gingen sie all leichter auf. Staatspferde sind's doch, Winning... So 'ne Rader... Bögen soll sich das nicht... So 'ne stolzen... Na, aber nu weinst Du all wieder, Winning. Ke, meine süß Dirr, laß das man. Nu mußt Du Dich an mich halten.“ In diesem Sinne redete er fast Tag für Tag.

Einmal kam die zwölfjährige Hede hinzu, als der Großvater so redend war. Sie war bereinigt, wie es so ihre Art war, so wild, so ganz jungheftig. Angesichts der leidenden Mutter erschallte sie vor ihrer Art und blieb verlegen an der Thür stehen. Als sie aber des Großvaters Rede hörte, hob sie heftig den Kopf. „Aber Großvater, der Apotheker ist doch über die Rampe gefahren!“ rief sie, und ihre tiefblauen Augen bligten entsetzt den Alten an.

Karl Fraude lenkte den Kopf vor dem Mädchen. Dann hob er ihn wieder mit schneller Bewegung und sah auf seine Tochter. Die Grübelfalte auf der Stirn zog sich zusammen, und das weiche Licht, das die Augen erfüllte, durchzitterte eine angestrengte Unruhe. „Ja, richtig, Winning,“ fing er wieder an und strich mit der Hand über das kurzgeschorene Haar.

„Stimmt, Winning, die Lütte hat recht, der Apotheker ist auch über die Rampe gefahren. Er hat mit dem Pappstator das abzumachen...“ n Stier, in Holländer will er sich für seine Zucht holen.“

Hede wandte seinen Blick von dem weichen Gesicht des Großvaters. Und während sie so stand und ihn anstarrte, schlich sich eine dämmende Ahnung von dem herzynen Kampf des Alten und von dem großen Unglück, das die Meuern umfingern, über ihre bisherige Kindersorglosigkeit. Von dem Großvater wandte sie den Blick der Mutter zu. Die sah da, klein wie ein Kind, hatte die bloßen Hände vor das Gesicht gelegt und meinte: Ein leises, flügendes Weinen war es... Hede ging es wie ein elektrischer Schlag durch den Körper, der im Herzen zur Flamme wurde. Tiefes, erbarmendes, weiches Mittel erwachte. Zitternd in ihrem großen und steifen Empfinden, stand sie im nächsten Augenblick neben dem Stuhl der Mutter, zog sanft den Kopf der Leidenden an sich und flüsterte: „Mein liebes Mütterchen... Weine nicht, Mütterchen.“

Die Leidende wurde still. Hede streckte ihr noch die Wangen und ging dann hinaus. Sie hatte ein tiefes Wohl im Gesicht und große glänzende Augen.

In dem stets dämmrigen Hausflur blieb sie stehen. Von hier führte die alte Holzstiege in den Oberstod, und unter der Treppe befand sich der Verschlag mit dem Stiefel, in dem die Kinder, als sie noch kleiner waren, bei Regenwetter gespielt hatten. Hier hinein, in den halbhohen Verschlag, kroch Hede und setzte sich in den Sand nieder.

Und das Weid, das in dem großen alten Hause lebte, kroch hinterher und erfüllte den engen Raum mit all den zitternden Andeutungen, all den hastig abgebrochenen Ausrufungen, all der deutlichen Mund, die bisher noch achlos an dem wilden Rinde abgeprallt waren, die von Gutsbuter aufsprachen und von der Reife des Vaters. „Die arme Frau... Die armen Kinder...“

„Ach, die zitternden Stimmen...“ Und Hede sah und sah und grübelte stark vor sich hin.

„Hede!“ rief des Großvaters Stimme durch den Flur, „Hede!“ Hede kroch aus dem Verschlag und stand vor dem Alten mit ernstlichen Augen, eine Grübelfalte zwischen den Brauen.

Er hatte schelten wollen ob ihrer wilden Art vorhin, aber er hatte jetzt und sah sie schief und murmelnd an. Fest legte er nun seine Hand auf ihre Schulter. „Du bist nun schon so ein großes, kräftiges Mädchen, Hede, und verständig genug, zu wissen, daß die Mutter krank ist und daß man ihr nicht alles sagen kann. Wenn wir aus der Nachbarschaft über die Rampe fährt, darf sie es nicht wissen. Hörst Du, Hede?“

Es war nun mit Hedes Wildheit aus. Es war so etwas Eigenes über sie gekommen, so ein Reimen verborgener Kräfte.

„Was hast Du bloß, Mädchen,“ schalt Großmutter Fraude beim Mittagessen. „Bist und pickst, das ist doch kein Essen.“

Großmutter Fraude war eine ruhige Frau. Ihre hagere, starkknöchige Gestalt hielt sie noch ganz ungebogen, auf ihrem Gesicht lag gesunde Mühe, und über der sommerproffigen Stirn war das grau und blond gesträhte Haar glatt angelegt. Eine harte Frau war sie, das sagte der Zug um den Mund, das sagte der stählerne Blick der grauen Augen.

Hede hatte, wie so oft jetzt, gedanktorenen über ihren Teller weggestarrt. Bei den lauten Worten der Großmutter fuhr sie zusammen, und helles Roth färbte ihr das Gesicht. „Ich habe keinen Hunger,“ sagte sie leise.

„Wenn es bloß mehr nach Deinem Schnabel wäre,“ meinte Großmutter Fraude und fuhr mühsamigen Tones fort: „Man kann sich totarbeiten und macht's doch keinem recht. Das sind nun die ruhigen Alten.“

Hede neigte den Kopf und behauptete nochmals, in noch leiserem Tone: „Ich habe wirklich bloß keinen Hunger, Großmutter.“ Sie sah nun aber.

Elisbeth bat noch um etwas Fleisch und hob ihren Teller der Großmutter hin. Und während die schweigend und sorgsam das Fleisch zerschchnitt, fragte Großvater Fraude: „Was hast Du denn mit der Mamsell gehabt, Luifina? Die geht ja so brummig herum.“

Großmutter Fraude redete Elisbeth den Teller, that das in aller Ruhe und Gelassenheit, als sie sich nun aber ihrem Manne zuwandte, geschick dies heftig und hinter ihren Worten quoll alle die aufgeregte Gerechtigkeit gegen sie: „Was ich mit der gehabt habe?“

„... Ich habe bloß getan, was ich bei uns in Mecklenburg immer getan habe. Ich habe die Butter ausgegoren.“ Das sagte der Person nicht. Natürlich wagt den Menschen hier überhaupt die Ordnung nicht. Das Leben frist man sich hier auf. Aber das ist das Rentiersleben. Ja, ja, in Mecklenburg konnten wir nicht sitzen bleiben.“

„Und was wäre hier jetzt geworden?“ Fraude sah seine Frau mit einem seiner großen klaren Blicke an, die bis auf den Grund zu forschen schienen.

„Stier? Wir hätten Winning und die Kinder nach Mecklenburg genommen. Er kommt ja doch nicht. So ein gottvergessener Mensch.“

„St. Luifina,“ Großvater Fraude hob gebieterisch die Hand.

Aber Hedes geschäftige Ohren hatten schon wieder viel gehört. Sie stand da mit bloßem Gesicht, ein Glänzen und Sprützen in den Augen. „Unser Vater kommt doch, Großmutter. Er kommt doch wieder!“ rief sie heftig, mit der ganzen aufquellenden Vertiefungsbereitschaft für den Fernen.

„Warum bleibt Watting denn so lange, Hede?“ fragte Elisbeth und sah zur Schwester hinüber.

Hede lenkte die Lippen, ihr eben noch so blaßes Gesicht wurde blutrot. „Ich, ich weiß nicht,“ flüster sie.

„Er ist sehr weit gereist,“ stieß der alte Fraude heraus und nahm das Glas Wasser, das stets Mittags neben seinem Teller stand, und trank es mit einem Zuge leer.

„Wird er uns noch mitbringen, Hede?“ fragte Elisbeth.

„Ja,“ sagte Hede unsicher.

Elisbeth löffelte erst von ihrer Rahmpfiste, die ihr sehr gut schmeckte, und fragte dann weiter: „Wohl ein Geschir mit silbernen Ringeln für die Bonns vor unserm Schulsaal?“ Das hat er uns schon lange versprochen. Das hat er erstmal lustig über, aber, Hede, ja?“

„Ja,“ sagte Hede ganz still, ganz theilnahlos. Und nun nahm sie plötzlich einen ganz großen Happen von ihrer Rahmpfiste und würgte ihn hinunter. Eine große, dicke Träne fiel aber doch auf den Teller.

Elisbeth plapperte noch weiter. Es antwortete ihr aber niemand. Schließlich war dann die Mahlzeit beendet, und Hede sprach das Dankgebet.

Die Kinder durften jetzt die Mutter aufsuchen. Die quackelbrige Elisbeth hielt es aber nicht lange im Krankenzimmer aus. Doch Hede, als sie allein mit der Mutter im Zimmer war, fing an, von allerlei Erlebnissen zu plaudern. Von der Schule sprach sie, von den Gutsbuten, von Hundten und Pferden. Aber es geschah alles so haltig, anderes lag dahinter.

Die Kranke merkte, wie es um das Kind stand. Sie wurde so ruhig wie nie früher. „Hede,“ begann sie leise, „wenn auch alle auf Guern Vater reden, lasse Du nichts auf ihn kommen. Er ist herensgut, Hede. Er kommt auch wieder. Er kommt ganz bestimmt wieder.“ Nun war es aber mit Frau Alwines Beherrschung aus. Sie fing heftig an zu schluchzen.

Da fing Hede an nach Trost zu suchen und sie redete alles Mögliche. Sie sagte, Pastor Olsen hätte auch geäußert, der Vater sei ein guter Mensch, und sie erzählte, daß der Rührer, der Dös Hannes, gerade über dem Dache des Gutsbuten einen neuen hellleuchtenden Stein gesehen habe.

Aber Frau Alwine hörte nichts. Sie schluchzte immer heftiger. Großmutter Fraude kam darüber zu. Hede erhielt Schelte und, da die großmütterliche Hand sehr lose lag, auch ein paar Ohreigen. Hede aber machte die Angst um die Mutter ganz empfindungslos. Sie nahm die Strafe ohne ein Wort der Verteidigung still hin. Bedend drückte sie sich in die Ofenede und sah zu, wie die Großmutter und Frida, das Stubenmädchen, die Kranke ins Bett schafften. Eine ganze Weile stand sie da, erst als die Kranke ruhiger atmetend dalag, schlich sie leise hinter dem Mädchen hinaus.

Mit glänzenden Augen blickte sie sich in dem halbdunklen Flurraum um. Die Luft schien zu vibrieren, es war als zitterte ein rother Sonnenstreif herein, es war als drückte die große Freiheit trafen gegen die Enge der vier Wände, und in dieser Enge erdrückte sie fast der nach Gestalt ringende Wunsch, der Mutter helfen zu können.

Dann stand sie nicht mehr im Flur. Sie lief über die Rampe, die im Schatten des großen Lindenbaumes lag, sie querte über den Platz, der sich quadratisch vor der Rampe ausbreitete, der rechts und links von großen Scheunen begrenzt und von der Landstraße durch eine niedrige Mauer getrennt wurde. Und weiter lief sie, durch das stets geöffnete große Eingangsthor, zwischen den kunstgezeichneten, starken Mauerpfählen hindurch, und über die Landstraße weg, in das Dorf hinein.

Mit tief niederhängenden Zweigen, hart am Rande des Chauffeegrabens, hatte das Gesicht in die Hände geborgen und schluchzte und schluchzte.

Und ein Mensch kam durch die Einsamkeit und hörte dieses leiserwachte Leben schluchzen.

Es war Ernst Olsen, der Steinfeiler-Pastor, Er kam von der nahen Univeritätsstadt her über die Chauffee gemauert. Mit der Taschenuhr in der Hand, auf die er alle Augenblicke kontrollierend hinsah, schritt er marschmäßig dahier.

Jetzt fragte er... Stellte die Uhr weg... Lauschte... Sprang von der Chauffee über den trodenen Graben auf das tieferliegende Weideland hinab. Nun sah er die Weinende vor sich liegen und erkannte sie an ihrem dicken rötlichen Haar. Unschlüssig stand er da, das Blut stieg ihm ins Gesicht... Nun kniete er nieder, neigte sich über sie und strich schüchtern mit zitternder Hand über ihr Haar hin. „Hede, was ist Dir denn?“

Hede hob den Kopf. Ihre Augen standen voller Tränen und sie sah nichts als blendendes, flimmerndes Licht. Aber die Stimme, die laut geordnet war, ließ ihr Inneres aufquellen. Leidenschaftlich stieß sie heraus: „Ich möchte helfen! Meiner Mutter helfen! Der Vater ist fort, und sie bangt sich so!“ Dicke Tränen liefen ihr über das Gesicht. Die wichtigste sie jetzt mit dem Handrücken weg.

„Ich habe alles gehört, was bei Euch passiert ist,“ sagte Ernst Olsen leise und sah vor sich nieder und schweig.

Hede schweig.

„Es thut mir so furchtbar leid, Hede,“ kam es dann leise, ganz leise über seine Lippen.

Schnell und unfaßbar sah Hede über ihn hin, in die Lippen ganz fest zusammen und schweig weiter. Es kam jetzt eine brennende Scham über sie, die Scham, die jemand hat, dessen heimlichste Gebet belauscht worden ist. Ihr Gesicht war roth, ihre Augen irrten unstill über den Boden hin. „Da,“ sagte sie plötzlich und streckte die Hand aus und riß ein Aesblatt ab, „Glückselig. Ein Vierblatt.“ Sie hielt es ihm hin.

Er nahm es, befehlte es zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand und starrte immer in die sonnenweiße, in der sie beide so einsam waren.

Jetzt sprang Hede vom Boden auf, lebhaft, in der alten Kinderart wie früher. „Ja, Ernst, seit wann bist Du denn eigentlich wieder da?“

Er erhob sich langsam aus dem Aneen, zog sein Notizbuch aus dem dunkelblauen Jackett, legte das Aesblatt sorgsam hinein und steckte das Buch wieder in die Tasche zurück. „D, seit einer Woche ungefähr. Ich studire jetzt da,“ entgegnete er und zeigte mit dem Finger auf die Stadt zurück.

Sie gingen aber über die Wiesen. Hede redete und redete. So das Blaue vom Himmel herunter schwabte sie, alle kleinen und kleinsten Steinfelder Begebenheiten berichtete sie.

„Sie fühlt das Unglück doch nicht so,“ dachte er.

Jetzt kamen sie an eine jumpfige Stelle, wo ein paar Störche herumwaten und stöhnten. Hede brach plötzlich ihr Plappern ab und sah zu den selbigen Vögeln hinüber. Nun hob sie den Blick groß und traurig zu Ernst Olsen. „Nicht wahr, Ernst, wenn das kleine Brüderchen da ist, das wir bekommen sollen, muß doch der Vater wiederkommen?“ Es zitterte schon wieder das große Weh in ihrer Stimme.

Ernst Olsen bekam erst einen ganz rothen Kopf, als er aber in den blauen Himmel hinauffarrte, wurde das kleine, beengende Empfinden groß und tiefer Ernst machte ihm frei von augenblicklicher Verlegenheit. „Er muß, er wird kommen, Hede,“ entgegnete er und sah ihre Kinderhand und behielt sie fest in der seinen. Durch seine Jünglingsseele aber gingen die Gedanken an den Mann, der Frau und Kinder verlassen konnte, wie flammende Feuer, und die Empörung entriß ihm die Worte: „D, es ist schlecht von... von...“

Weiter kam er nicht. Mit welchem Klageruf legte Hede ihm die Hand auf den Mund. Und nun weinte sie wieder, weinte, indem sie seinen rechten Arm ganz fest an ihr Gesicht preßte.

Er biß die Lippen zusammen und starrte mit glänzenden Augen hinaus. Dann raffte er sich auf, strich beruhigend über ihr dickes Haar und bat: „Sei still, Hede... liebe Hede...“

Hede wurde still und nicht und wie früher so legte sie auch heute ihre Hand in die seine und ging neben ihm her.

Er aber hielt die Hand viel fester umfaßt als früher, in seinen Augen lag anderes Sinnen und er erzählte auch nichts von bezangenen lustigen Streichen. Als sie aber eine Weile schweigend dahingegangen waren, fragte er: „Was denkst Du, Hede, was ich werden will?“

„Ich denke doch Pastor,“ meinte sie. Er schüttelte den Kopf. „Ich will Arzt werden.“

„Ach, Doktor, wie der Onkel Sanitätsrath.“

Er lächelte ein wenig. „Doktor wie der Onkel Sanitätsrath,“ wiederholte er und fuhr fort: „Vielleicht kann ich mal seine Praxis hier übernehmen. So in acht Jahren ungefähr...“ Er machte eine kleine Pause. „Dann bist Du, auch schon manzigh Jahre, Hede. Bist schon eine Dame.“

„Ja, dann bin ich schon eine Dame,“ sagte sie und sah ihn erschrocken an. Sie ahnte nichts von dem, was hinter seinen Worten lag.

Er lachte. „Willst Du nicht gern Dame werden?“

Sie schüttelte den Kopf. „Man muß dann so lange Kleider tragen. Herumstreifen darf man dann auch nicht. Aber ich werde viel reiten.“

Nun erreichten sie das Dorf und schwiegen.

Das Pfarrhaus lag am Ausgang des Dorfes, dem Kirchlein und dem kleinen Kirchhofe gegenüber. Das Haus war recht niedrig, aber es war massiv und fest gebaut und wilde Rosen kletterten hinauf bis auf das spitze Ziegeldach.

Als Ernst die Hausthür öffnete, schellte die Hausglocke sehr laut, und Frau Pastor Olsen selbst kam durch die, der vordere Hausthür gegenüberliegende Hinterthür herein.

„Ach, Du bist's, Ernst, und die Hede. Na schön. Geht man in die Laube. Der Kaffee steht schon da. Ich habe noch alle Hände voll zu thun.“ Frau Pastor hatte immer alle Hände voll zu thun, weil sie, wie ihr Mann sagte, nie etwas zu seiner Zeit that. Das lag in ihrem Wesen, welches eine zwecklose Unruhe tennzeichnete.

„Komm doch man gleich mit, Mutter,“ bat Ernst.

Frau Olsen wehrte mit lebhafter Kopf- und Handbewegung ab. „Nein, nein. Ich hätte schon längst auf dem Taubenboden sein müssen. Aber kommt man denn zur Befinnung? Bei Vater soll immer alles wie am Schnürchen gehen. Ja, die jungen Tauben werden mir noch flügge. Ich muß raus.“ Sie strich die krausen, im Luftzug wehenden Haare mit hastiger Handbewegung hinter die Ohren und ließ dabei.

„Na, dann komm nur in den Garten, Hede,“ bat Ernst ein wenig verstimmt.

Der Garten lag seitlich vom Hause. Ein gepflegter kleiner Garten mit Obstbäumen und Gemüsebeeten. Ein langer Gang, neben dem schmale, buchbaumförmige Blumenbeete hinliefen, trennte ihn in zwei gleiche Theile. Oberhalb des Ganges erhob sich die weinmantel Laube, in der Pastor Olsen schon wartend lag.

(Fortsetzung folgt.)

Der Pantoffelheld.

Die Wahrheit muß einmal gesagt werden: Das mit dem Pantoffel ist kein Märchen. Und das mit dem „Herrn spielen“ gehört zu den kühnsten Schelmen. Im letzten Grunde ist der Mann nie der Herr. Ueber jedem schwebt ein von einem Strahlentrang angegebener Pantoffel. Manchmal ziemlich klein, von entzückender Grazie, manchmal etwas größer und ab und zu ein ausgebreiteter Hausschuh, der nicht einmal durch die eingestrichelten Blumen sympathischer wird.

Nicht alle Pantoffelhelden sind von gleicher Art. Es gibt verschiedene Nuancen. Ein Spezialpsychologe, der durch viele Jahre die Seele der Ehemänner studierte, hat nicht weniger als vierzig Spielarten entbedt, von denen ein halbes Duzend hier herausgegriffen sei.

Sorte 1 ist der Pantoffelheld aus Bequemlichkeit: Er will sein Behagen haben, er erfüllt die Wünsche seiner Frau, um nicht aus seiner Ruhe aufgeschreckt zu werden. Er widerspricht nicht aus — angeborener Trägheit. Aus purer Bequemlichkeit läßt er sich alles gefallen. Sein Wahlspruch in der Ehe ist: „Ich will Ruhe haben!“

Und aus diesem Wunsche heraus bewilligt er alles, wonach das Schenken der Frau geht. Er ernährt, kleidet und liebt seine Frau — aus Bequemlichkeit. Diese Schwäche macht den Mann nachgiebig matt — in den Augen der anderen ist er ein Ideal, ein Mustergatte. Er scheint ein Sklave der Frau, ist aber in Wirklichkeit der Sklave seiner schlechten Gewohnheiten.

Sorte 2 ist der Pantoffelheld aus Dummheit. Die gültige Vorbereitung hat solchen Männern mehr Glück als... etwas anderes auf die Welt mitgegeben, so daß der Verstand der Frau für zwei reichen muß. Natürlich weiß sie das genau. Wenn ein Dummkopf nur eine halbwegs überlegene Frau heirathet, ist er ein Sklave, der sich nicht einmal getraut, ohne Erlaubniß der Gattin, das Wetter abschaulich zu finden. Er wird durch einen Blick, durch ein Lächeln regiert — die Frau hat es gar nicht nöthig, ihn Thränen aufzuwenden.

Sorte 3 repräsentirt der Pantoffelheld aus Appetit. Da er bestimmte Ergebnisse der Gastronomie „zum Fressen“ gern hat und für eine Gansleber zum Beispiel stirbt — führt die Frau das Regiment. Seine Leibpfiste ist der Thron, der ihn unterjocht. Der Küchenzettel ist der stille Mitregent. Etwas „Panieretes“ vermag ihn gefügig zu machen und seinen Willen zu beeinflussen. ... Da fragt sich die Frau: „Was könnte man heute kochen, um ihn zu dem oder jenem Entschluß zu bewegen? Wenn es ihm schmeckt, legt sie ihm die Tellerrechnungen vor und er greift in die Tasche. Er brummt und grohlt nicht, sobald der Tisch gedeckt ist. Die Frau wird von allen ihren Freundinnen beneidet. Mit Recht.

Sorte 4 bildet der unbewußte Pantoffelheld. Er trägt den Schmutz unbedeutend. Er weiß gar nicht, wo ihn

der Schuh drückt, respektive der Pantoffel. Er gehorcht, ohne es zu wissen, er erfüllt die Wünsche seiner Gattin und hält dieselben für seine — eigenen. Just wenn er am meisten unter dem Einflusse seiner Frau steht, behauptet er, er lasse sich von Niemand seine Selbstständigkeit rauben... Sorte 5 ist der Pantoffelheld — weil die Frau reizend ist.“ Sie scheint so lieb, so nachgiebig, daß er nicht widersprechen kann.

Fragt er: „Willst Du ins Theater gehen?“ blickt sie ihn mit zärtlichen Augen an und stammelt: „Wenn es Dir Vergnügen macht!“ Und immer wieder heißt es: „Wenn es Dir Vergnügen macht!“ Das sagt sie aber immer nur, wenn es ihr Vergnügen macht.

„Mein Geschmack hat sich am schönsten benährt, als ich Dich nahm,“ sagt er mit der Plumpheit des Galanten und glaubt geistreich zu sein. Er hüßt sie in Komplimenten ein, mit denen er zumeist nur sich selbst entzückt, und die kleine Frau führt dabei das beste Leben.

Sie hat den Himmel auf Erden und, was ihr noch weiter lieber ist, auch eine Villa am See, fünf Dienboten und alle Seligkeiten, von denen junge, schöne, toteite Frauen träumen. Er aber spaziert mutwillig am Gängelbande und imponirt — sich selbst. Er ist das gute, liebe Ehepaar. Er kennt nur den einen Refrain: „Meine Frau ist reizend!“

Sorte 6 ist der Pantoffelheld aus — Liebe. Die Frau beherrscht den Mann durch Gehorsam. Je weniger sie befiehlt, desto mehr gehorcht der Mann. Je mehr Freiheit sie ihm bewilligt, desto gefesselter ist er.

Es ist ein gegenfeitiges Pantoffelthum, das schönste und herzlichste, das man sich denken kann. Unter vier Augen, Wange an Wange, Lippe auf Lippe, und doch Pantoffelthum, Sklaverei! Aus Liebe, ja! Und süß, meinestwegen! Aber manchmal kommt die Unfreiheit ihm oder ihr doch zum Bewußtsein und sie ächzen.

Das nützt nichts: ein Spitzchen des Pantoffels ist immer dabei. Man braucht nur genauer zuzusehen. Dagegen gibt es kein Aufheben. Der Pantoffel ist Naturgesetz. Er gehört zur Ausstattung.

Geistig höher stehende Frauen beherrschen oft den unter ihnen stehenden Mann, besitzen aber auch die Klugheit, es nicht zu zeigen. Umgekehrt beherrscht die geistig tiefer stehende Frau den Gatten, der Gelehrter, Dichter oder Künstler ist, dadurch, daß sie ihm die kleinen Alltagsorgen ferne hält. Die schöne Frau herrscht durch ihre Schönheit, die häßliche versteht es, zum Herzen des Mannes zu sprechen und ihm das Leben durch allerhand Kleinigkeiten zu verschönern. Allerhand Kleinigkeiten machen aber das Leben aus. ... Und die Frauen verstehen den Mann zu behandeln — das ist ihr Kampf um's Dasein.

Ein allen Frauen gemeinsamer Zug sei hier festgehalten: keine will zugeben, daß ihr Mann ein Pantoffelheld ist, im Gegentheil, jede rühmt die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit ihres Mannes. Jede will stolz darauf sein, einem Starren anzugehören. Denn am meisten liebt die Frau am Lebensgefährten doch die Männlichkeit. Sie fordern es alle, daß die Männer draußen auf dem Jahrmart der Lebens die Starren sind, die Repräsentanten der Willenskraft. ...

Die Stufenleiter.

Ein französischer Diplomat gab einmal ein Essen, bei dem er selbst die einzelnen Gerichte herumreichte oder doch wenigstens anbot. Dabei stufte er seine Worte sorgsam nach dem Range der Gäste ab. Zu einem Prinzen von königlichem Geblüt sagte er: „Darf ich mir die Ehre geben, Eure königlichen Hoheit ein Stück Rindfleisch anzubieten?“ Zu einem Herzog: „Durchlaucht gestatten mir wohl, etwas Rindfleisch anzubieten?“ Zu einem Marquis: „Marquis, darf ich Ihnen etwas Rindfleisch absegnen?“ Zu einem Grafen: „Graf, hier ist Rindfleisch!“ Zu einem Baron: „Baron, Rindfleisch?“ Zu einem Herrn ohne Titel: „Rindfleisch?“ Zu seinem Sekretär: „Fleisch.“ Am Tische lag noch ein Herr, der gesellschaftlich unter dem Sekretär stand. Zu ihm sagte der Diplomat überhaupt nichts. Er sah ihn nur fragend an und zeigte mit dem Tranchiermesser auf das Stück Fleisch.

„Da unser Vormann mit drei Kugeln im Leibe trant zu Hause liegt, ein Sezer, ebenfalls verwundet, im Gefängnis und sein Kollege taum einen Schuß Pulver wert ist, kann der „Comet“ diese Woche nur unter großen Schwierigkeiten veröffentlicht werden.“ So meldet der Johnson City (Tenn.) Comet seinen Lesern.

Neunundneunzig Prozent des Gesamtvermögens dieses Landes sollen in Händen eines Prozents der Bevölkerung liegen, oder umgerechnet, ein Prozent des Vermögens liegt in Händen von neunundneunzig Prozent der Bevölkerung und falsch ist es auch nicht, wenn man daraus die Folgerung zieht, daß ein Prozent der Bevölkerung die anderen neunundneunzig Prozent in der Hand hat.

Es gibt Kreaturen, die von ihren Schmarotzern leben.